

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 7 (1917)

Heft: 18

Artikel: Der 1. Mai - ein alter deutscher Feiertag

Autor: F.S.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636450>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Straßenbau an die Bundesbehörden, in welcher sie u. a. schrieben: „Nur von unsren Stammesgenossen, deren Art und Sprache unsre Väter seit mehr als 700 Jahren treu bewahrt haben, erwarten wir Hilfe zum endlichen Aufschwung in der gegenwärtigen günstigen Zeit . . .“ Es wird hier der Aufschwung zum Rurort angetönt. Von Sommerfrischlern wird Bosco hin und wieder aufgesucht und ein Aufenthalt lohnt sich wohl.

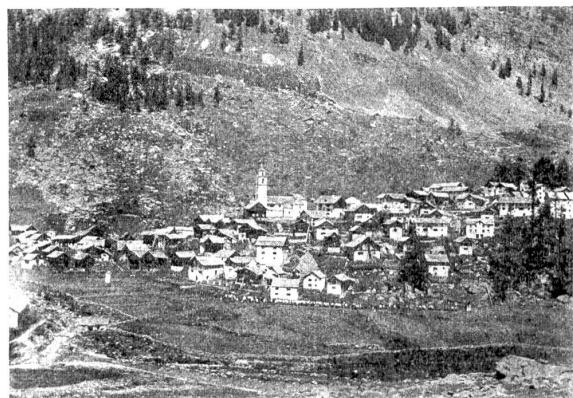
Mir war während der Grenzbeseizung ein leider nur flüchtiger Besuch von Bosco vergönnt. Der aber genügte, festzustellen, daß das „Guriner Ditsch“, wie es die Leute nennen, noch nicht ausgestorben ist, wenn auch keineswegs geleugnet werden kann, daß es stark im Zurüdgehen ist und man zeitweise im Dorf mehr italienische als deutsche Lauts zu hören bekommt und es bereits Familien gibt, in denen das Italienische ausschließliche Umgangssprache ist. Die Schule ist italienisch. Es besteht aber eine deutsche Privatschule, die gut besucht (neben der obligatorischen italienischen) und vom deutschen Schulverein unterstützt wird. Die Gemeinderatsverhandlungen seien deutsch, sagte man uns. Protokolliert aber wird italienisch.

Die Wanderung von Cevio nach Bosco ist sehr genußreich. Das Alpental von Cerentino weg ist stellenweise wild, die Wälder von Lawinen arg zerrissen. Interessant ist, wie mit dem Ueberschreiten der Gemeindegrenze sofort die deutschen Flurnamen einsetzen. Da finden wir einen Strahlbann, im Bann, Wolfstostel, zum schwarzen Brunnen, Ueberab ic. Das Dorf selber läßt den deutschen Charakter sofort erraten. Es ist nicht wie die übrigen Tessiner Bergdörfer gebaut. Neben den Steinhäusern sind viele hölzerne Häuser, sogar alte Stadel, auf Steinplatten ruhend, wie man sie im Wallis sieht. Die Ställe und Speicher sind ebenfalls wie im Wallis an der Peripherie des Dorfes vereinigt. Das Dorf liegt teils auf einem niederen Raum, zum Teil auch auf dem West- und Südabhang desselben. In der Mitte ragt ein hübscher Kirchturm aus dem Häuserwirrwarr. Eine Dorfstraße gibt's nicht und der Fremde findet sich nur schwer zurecht. Höchst eigenartig sind viele Fenster, Bosko genannt. Sie öffnen sich so, indem man eine Hälfte horizontal über die andere schiebt.

Bosco ist zweifellos durch eine Auswanderung aus dem Pommatt entstanden. Die Auswanderer kamen über die vordere und hintere Furka in das hübsche Bosketal und ließen sich da nieder. Die Leute weiter unten im Maggiatal nannten die neue Ansiedlung al Bosco, d. h. im Holz. Sie selbst gaben ihr den Namen Gurin. Eine erste Urkunde im Gemeindearchiv datiert aus dem Jahre 1253 und erwähnt die Kirchenstiftung. Noch jetzt wird zwischen Pommatt und Bosco ein reger Verkehr gepflogen. Er äußert sich zwar hauptsächlich in sehr regem Schmuggel. Die Pommater kaufen viele ihrer Bedarfsartikel im Kaufladen in Bosco, steigen nachmittags auf die sehr schöne und fruchtbare Großalp, um abends die Grenze zu überschreiten. Selbst die italienischen Burlandotten (Zollwächter) sollen es nicht verschmähen, hin und wieder Zuder und Kaffee in Bosco zu kaufen. In der Kirche zu Bosco liegen in einem Schrein die Gebeine des heiligen Theodors, des Walliser Nationalheiligen. Häufig sollen die Schmuggler vor Abgang einen Bittgang in die Kirche machen, damit der Heilige sie auf ihrem verbotenen Gange beschütze. Auf ihre Kirche sind die Bosker stolz, wie sie überhaupt ein frommes Völklein sind. Auf dem Friedhof sind die meisten Grabinschriften deutsch.

Die Bevölkerungszahl nimmt ab, eine Folge der in allen Tessiner Bergdörfern vorhandenen Auswanderung. Die meisten Männer sind wenigstens einige Jahre in der Fremde geweilt. Im Jahre 1900 zählte das Dorf 266 Seelen. Von diesen waren 265 Bürger von Bosco und 260 in Bosco auf die Welt gekommen. Heiraten zwischen Boskern und ihren tessinischen Mitbrüdern sind selten, wieder ein Moment, daß die Erhaltung des Deutschtums stark för-

derte. Das Völklein ist im harten Kampf mit der Gebirgsnatur abgehärtet, gesund und aufgeweckt. Auffallend ist die große Zahl alter Leute. Ihre Hauptbeschäftigung sind Alpwirtschaft und Viehzucht. Es gibt aber auch einige kleinere Högera = Neder (Kartoffeläder).



Bosco im Maggiatal.

Das Guriner-Ditsch weist viel Ähnlichkeit mit dem Mittelhochdeutschen auf. Der Vogel heißt Beegatli, der Vater Attu, der Großvater Ennu, die Großmutter Ahna, der Schwiegersohn Schweer, die Schwiegermutter Tschwiger, die Taschenuhr Hosazit, die Wanduhr Stubazit, der Regenschirm Wetterdach, der Sonnenschirm Sunnawetterdach, die Wibar sind die Frauen, die erwachsenen Mädchen die Techtra, die Schulmädchen die Metidi, Im Sommer sammeln die Kinder Härperi (Erdbeeren). Am Sonntag tragen die Frauen den Chirchu-Windla (Schleier). Der Bettag heißt Kurzweg Schwizerfest. Ho zädlu, teiff geglu heißt: Hoch steigen, tief fallen. Er hät es Hasu-Hirni: Er hat ein Hasenhirn. Er hät dar Böm gefällt: Er hat den Baum gefällt. Er hät mi varlezt: Er hat mich verletzt. Trieha heißt trinken, truocha getrunken. Der Deutschschweizer heißt Tschu, die Tessiner die Weltsha. Der Estrich heißt Ruos-teli, der Balkon Löibu, die Rüche Fir-hüs. Goethes Gedicht „Kleine Blumen, kleine Blätter“ lautet im „Guriner-Ditsch“:*)

„Kleine Blumlein, kleine Blätter,
Fleichten wir mit leichter Hand,
Guder Singling, Trilingsgebner,
Trilingsgebner, ja Gebner,
Wandern oif das Rosenband.“

Hoffen wir, daß das Deutschtum noch recht lange in Gurin ein Asyl in italienischen Landen habe. F. V.

*) Dähler: Bosko, Jahrbuch S. A. C. 1898.

Der 1. Mai – ein alter deutscher Feiertag.

Tief im germanischen Wesen liegt die sinnige Freude an der Natur, und schon in der heidnischen Urzeit feierten die Deutschen ein Fest der Göttin Ostara, der Göttin des strahlenden Ostens, dann allgemeiner der wiederkehrenden Sonne im Frühling. Das Christentum behielt das Osterfest mit seinen Freudenfeuern im Freien bei, machte aber daraus ein geistiges Auferstehungsfest. Uralt ferner und durch das ganze Mittelalter hingehend waren die Maifeeste; sie beruhten auf dem Gedanken, daß der Winter, ein ungeschlachter Riese, von dem noch Knabenhaftes, aber starkmütigen Sommer besiegt wird. Der Brauch, aus dem grünen Walde Maien zu holen, den Maibaum an öffentlichem Platze aufzupflanzen und den Tag unter einem erwählten Maikönig mit Tanz und Gesang hinzubringen, war schon früh vom Lande in die Stadt gekommen, und im Thüringischen ist noch das Setzen der Maibäume am Pfingst-

morgen geblieben. In den sächsischen Städten ritten im Mittelalter die Bürger im vollen Waffenkleide, mit wehenden Fahnen und von dem vorjährigen Maigrafen geführt, hinaus in den Wald; bald kehrten sie heim, vor ihnen zwei holde Knaben auf weißen Pferden, mit Kränzen auf dem Haupte, Brust und Schulter mit Laub umwunden, den wiedergewonnenen Frühling darstellend. Dann folgte der Reigentanz, den der Maikönig mit der Maikönigin anführte, und in den festlichen Jubel des Volkes erscholl das Getönen der Pfeifen und der Geigen. Das Sinnige der Frühlingsfeier verlor sich mehr und mehr, als sich die bürgerlichen Schützenfeste damit verknüpften.

In Eisenach wird am Sonntag Latäre der „Sommergewinn“ gefeiert und beruht auf der heidnischen Frühlingsfeier, dargestellt durch symbolische Verbrennung des Winters und Einholung des Sommers oder des Frühlings. Den Mittelpunkt des Festes bildet der Festzug. Voran geht ihm eine Musikkapelle, dann folgen drei Strohhüllen als Symbol des Winters und hierauf der Winterwagen. Dieser trägt die Farbe des Schnees und ist mit allen Merkmalen des Winters ausgestattet; auf ihm führt der Riese Reif oder Eis König das Regiment, auf einem mächtigen Eisblock thronend und von zwei Eismännern flankiert. In der Mitte des Wagens ist eine „Spinnstube“ eingericichtet, während Schlitzschuhläuferinnen vom Borderteil des Wagens aus die Zuschauer mit Schneebällen bewerfen. Auf den Winterwagen folgt, reich mit Blattwerk verziert, der Sommerwagen, auf dem in zwei Gruppen die Heuernte und die Gartenwirtschaft dargestellt wird. Unter einem Baldachin thront die Göttin „Sunna“ — eine Erfindung der Neuzeit — und darüber schwebt der für Eisenach altüberlieferte Sommervogel, der Hahn. Bei uns würde in einem solchen Fall der Kuckuck die Rolle als Sommervogel zu spielen haben oder auch die Lerche. Auf dem Stadtplatz werden dann die Strohhüllen den Flammen übergeben.

Wir bemerken aus der Beschreibung dieser beiden Maienfeste, daß die ordnende Hand des modernen Menschen eingegriffen hat und viel neuen Wein in die alten Schläuche gegossen hat. Wo das einfache Volk alter Ueberlieferung getreu die Maienbräuche übt, suchen wir vergeblich nach ästhetisch erfreulichen Bildern oder nach Festzügen usw. Dafür ist die Ausbeute von volkskundlich, d. h. für das Denken des Volkes erklärenden Stoffes oft reicher. Einen alten Brauch hat zum Beispiel noch das Städtchen Sempach. Dort durchziehen in der Morgenfrühe des 1. Mai die jungen Burschen, mit Sägmehlsäcken beladen, die Stadt und säen zum Aerger manches Mädchens, das damit ein sorglich behütetes Herzengesheimnis auf recht auffällige Weise verraten sieht, zwischen den Häusern, deren Einwohner mit denen anderer Häuser in ein innigeres Verhältnis als das der gewöhnlichen christlichen Nächstenliebe getreten sind, schmale Weglein von Sägemehl. Man soll, so wird berichtet, in früher Morgenstunde des Maientages verhältnismäßig mehr Mädchen als sonst mit Besen antreffen, die sich vor ihrem Hause mit Wischen abgeben. Sind aber im Laufe des Jahres unlautere Beziehungen, zwischen Ledigen und Verheirateten zum Beispiel, vorgekommen, so wird das verbindende Weglein nicht mit Sägemehl, sondern mit Löwenzahn (Säublumen!) bestreut. . . .

Bekannter als dieser einzelstehende Brauch des alten Städtchens am Sempachersee ist das „Maiensinge“. Im „Röseligarte“ ist eines dieser Maienliedchen aufgenommen, „Der Maien isch tho und des isch ja wahr“. Eine zweite Fassung desselben Liedchens lautet:

1. Der Meien isch tho und des isch wahr,
Es gruenet hür alls i Loub und i Gras,
I Loub und i Gras si dere Bluestli so viel,
Drum tanzet ds Mareili im Saitespiel.
Nu tanz, nu tanz, Mareili tanz,
Du hesch es gewune: e Rosekranz.

2. Mir haue der Meie, mir tue ne ids Tau,
Mir singe's dem Bure fir fründliche Frau,
Dr fründliche Frau und dem ehrliche Ma,
Der üs elo richlich belohne ha.
Die Büüri ist laub, u si git is so gärn
Schön Döpfel und Bire mit brunem Chärn.
3. Gät use, gät use viel Eier und Gäld!
So chönne mir witors u zieh über Feld!
Gät usen, ihr Lüt, gät is Anken und Mähl!
Die Chüeli si hüür no bas weder färn.
E Chetti vo Guld no zrings um das Hus!
U sihe ist üses schön Meislied us. —

(Nach erhaltenener Gabe:)

4. Gott dank ech, Gott dank ech, ihr fründliche Lüt!
Gott hälf ech, Gott hälf ech ids himmlische Rich!
Im Himmel da ist wohl a guldige Tisch,
Da sihe die Aengel gesund und frisch.
Im Himmel da ist a guldige Thron:
Gott gäbi euch alli der ewige Lohn!

Das Maiensingen scheint in der französischen Schweiz noch mehr als in der deutschen geübt zu werden: wohl auch ein Zeichen der germanischen Abstammung unserer welschen Mitbürger. An der Sprachgrenze im deutschen Freiburg findet noch heute das Maiensingen statt, aber leider sind die alten Glückwünschliedchen vergessen und haben den Schulliedern Platz gemacht. Der diesjährige erste Mai verlockte mich mit seinem schönen Wetter, einmal dem schönen Brauch, der in den Dörfern des Kantons Bern nicht mehr geübt wird, im Freiburgischen nachzugehen. Raum war ich von Schwarzenburg aus über die Sense zu den ersten Häusern im Kanton Freiburg gekommen, als ich schon von einem Bauernhaus zwei Kinder durch den Feldweg der Straße zustreben sah. Ich suchte in ihre Nähe zu kommen, um wenn möglich ihr Gespräch belauschen zu können. „I gange de zu . . . un i gange . . . ja u-n-i gange . . .“, so überboten sie sich im Plänemachen. Jedes trug ein gedecktes Körbchen; als ich später im Dorf war, bemerkte ich, daß solche mit ungedekten Körbchen eine „Handzwäheln“ im Körbchen hatten, um den Ertrag ihres Singens neugierigen Blicken zu entziehen. Im Freiburgischen waren bis zum Krieg Eier die vorwiegende Gabe. Man nannte das Maiensingen sogar auch „ds Eiersinge“ oder „ga um Eier singe“. Seit dem Krieg, der auch hier eine Änderung brachte, erhalten die Kinder jetzt meist Kupfermünzen oder Fünfräppeler. Die Zeiten, wo selbst Erwachsene — allerdings der leichteren Sorte — um Eier sangen und oft ganze „Huteten“ zusammenbrachten scheinen somit vorbei zu sein. In einem Hause fand ich freundliche Aufnahme und gleichzeitig Gelegenheit, das Singen der Kinder zu beobachten. Truppweis, selten aber mehr als ein halbes Dutzend miteinander rückten sie an, stellten sich im Halbkreis auf und begannen ihre Liedchen, die sie gewöhnlich zu tief anstimmt. Interessant war, daß die reformierten von den katholischen Kindern leicht am Singen zu unterscheiden waren. Während die Reformierten sangen wie es etwa in jedem Dorf des Kantons Bern gehen würde, bald gut, bald etwas anders, sangen die Katholiken in einem halben Sprechton und betonten dabei die Endsilben in einer auch für unverwöhnte Ohren unbedeutlichen Weise. Häufig war die Melodie auch gar nicht zu erkennen und der Gesang ähnelte dem Alpsegen, wie ich ihn einmal auf dem Klausen hörte.

Das schöne Wetter, das erst vor kurzem eingetreten war und nun zu den lang hinausgeschobenen Frühlingsarbeiten verwendet werden mußte, hatte viele Eltern veranlaßt, die Kinder zu Hause zu behalten. Sonst seien oft bis zu fünfzig durchs Dorf gezogen. Immerhin kam's alle fünf, zehn Minuten treppauf und der Gesang begann von neuem: „Wie die Blümlein draußen zittern“, „Einen goldenen Wanderstab“, „Los wie d'Vögel liebli singe“, „Und im Simmental“ — nur kein altes Maienlied! F. Sch.